

DAS MEERAUGE

VON DESIDER KOSZTOLÁNYI

— Du, — sagte die Frau unvermittelt und blieb auf dem Bergpfad stehen. — Erinnerst du dich? Hier gab es damals etwas.

— Ja, ich erinnere mich, — antwortete der Mann.

Beider Augen weiteten sich, als blickten sie zurück, bestaunten eine Erinnerung und sehen dasselbe.

— Ein Gasthaus — fuhr die Frau überschwenglich fort. — Ein prächtiges, strahlendes, europäisches Restaurant. Und eine große, große Glasveranda. Und eine Glastür, eine riesige Glastür.

— Ja — sagte der Mann. — Wir haben einmal dort gefrühstückt. Man sah auf das Meerauge. Aber das Gebäude befindet sich höher. Auf dem Berggipfel.

Sie waren vor zwanzig Jahren hier gewesen.

Langsam steigen sie den Berg hinan zwischen den blauenden Trauben, um das Haus zu suchen.

Oben auf dem Berggipfel stand tatsächlich ein Gebäude: ein zweistöckhohes, grau getünchtes Haus. An der Ecke befand sich eine Art Delikatessensladen oder Imbisshalle, wo man kaltes Brathuhn, Himbeersaft, Obst kaufen konnte. Den Laden erkannten sie.

Sie traten durch das Hintertor ein. Durch die dunklen Korridore hin und her irrend, gelangten sie endlich auf die sonnenhelle Veranda hinaus, auf die Glasveranda, von wo aus das Meerauge zu sehen war.

— Das ist sie nicht, — stellte die Frau sofort fest. — Sie war größer, viel größer.

— Größer und schöner, — fügte der Mann hinzu.

Auf der Glasveranda aßen und tranken einige Gäste, schrieben Ansichtskarten, Ausflügler mit Rucksäcken.

Sie sprachen den alten Kellner an:

— Gibt es hier nicht noch eine andere Veranda?

— Nein.

— Sollte sie das sein? — Frau und Mann sahen einander erstaunt an.

— Etwas ist hier anders geworden. Sagen sie, bitte, wurde hier inzwischen etwas umgebaut?

— Nein.

— Fast unglaublich. War das hier immer so?

— Ja.

Jedenfalls setzten sie sich an einen Tisch. Sie bestellten Eis. Als der Kellner das Eis brachte, fragten sie ihn weiter aus.

— Und wo ist die Glastür, die riesige Glastür? — und sie zeigten mit ihren Händen und Armen, wie riesengroß sie sei.

— Hier gibt es nur eine Glastür — antwortete der Kellner. — Die da — er zeigte auf sie.

Sie saßen ihr gerade gegenüber.

— Sonderbar — stellten sie staunend fest. — Wir haben sie gar nicht bemerkt.

Es war eine Glastür, wacklig, abgenützt, und mit winzigen Fensterscheiben, die von geschmacklosen, grüngestrichenen Eisengittern eingerahmt waren.

Sie starrten sie gequält an, denn diese Verschiebung der Perspektive schmerzte sie im wahrsten Sinne des Wortes. Wie ein Traumbild starrten sie die Glastür an, wie ihre Jugend starrten sie sie an. Sie erkannten sie nicht. Sie untersuchten, wohin sie führte, wohin man durch sie erlange.

— Ausgeschlossen, — erklärte die Frau störrisch. — Ganz ausgeschlossen.

— Sie wird es schon sein, — meinte der Mann. — Man, weißt du, erlebt Enttäuschungen.

Nun lächelte sie darüber, wie schön, wie wundervoll, wie märchenhaft schön sie all dies hier einst, vor zwanzig Jahren, gesehen hatten. Sie lachten über ihre einstige Torheit, über ihre einstige Unerfahrenheit.

— Selbst unsere Glastür zu Hause ist größer, — stellte der Mann fest. — Viel größer.

— Größer und schöner, — fügte die Frau hinzu.

Sie löffelte ihr Eis aus. Sie sprachen nicht, sie schwiegen.

Plötzlich fühlten beide, daß sie gealtert waren. Es gab keine Selbsttäuschung, keine Blendung mehr, mit denen die Dinge beschönigt werden konnten. Alles war, wie es war. Von nun ab können sie nur noch von der Welt etwas erwarten. Von sich selbst nichts. Aber was kann die Welt ihnen geben? Höchstens eine so dürftige, nicht einmal ganz saubere Glastür. Das Leben war vergangen.

Die Frau nahm ihren Taschenspiegel hervor. Sie betrachtete darin stumm ihr Gesicht. Auf der Stirne entdeckte sie um die Augen Falten, bisher unbekannte Falten. Sie war blaß und müde und färbte sich die Lippen nach.

Der Mann, der ein Dichter war, blickte hinaus. Er betrachtete das Meer, das eiskalte, Schauer saugende, tintenschwarze Wasser des Meerauges, auf dem ein einziger blutroter Stahlkahn schaukelte.

Er kniff zornig die Augen zusammen und dachte wie stets, wenn er ärgerlich war, an seinen einzigen Trost: an seine Arbeit, sein Handwerk.

— Schau, — sprach er zur Frau. — Ich verabscheue eigentlich jene, die von der Literaturgeschichte, offenbar auf Grund eines blinden Mißverständnisses, als »große Dichter« bezeichnet werden. Diese tragen meist alles wahllos zusammen, prophezeien, predigen, brüllen, donnern wie das Meer. Sie sind so unfruchtbar, so ungenießbar wie das Meer. Glaube mir, das Wenige ist mehr. Um wie viel mehr bedeutet doch das Vollkommene, wenn es auch nur ein Quentchen ist. Hörst du mir zu?

— Selbstverständlich, — antwortete die Frau nickend, obgleich sie überhaupt nicht zuhörte, da sie noch immer unzufrieden in den Spiegel blickte.

— Weißt du was? — fuhr der Mann fort, der seinerseits auf die Frau ebenfalls nicht achtete. — Von nun an will ich lieber ein kleiner Dichter sein, kein großer. So klein wie dieses Meerauge. Und so tief.